42 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1899
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Röversbrunn.

Von Sophie von Niebelschütz.

(Fortsetzung.)

„Guido?“ klang es leise und gefaßt durch das stille Zimmer, düstere Schatten breiteten sich jetzt auch über die lieblichen Züge des frischen, lebensfrohen Kindes.

„Ja, er!“ tönte es zurück, in wildem, verzweifeltem Schmerz, „was galt ihm ein Menschenleben, wo seine gekränkte Eitelkeit ins Spiel kam? Ein starker Hirsch brach aus dem Dickicht, dicht vor den beiden — ich hörte es später — blind vor Eifer, gestachelt durch die Spottreden der Genossen, hob Guido das Gewehr, der Schuß ging über das Ziel hinaus, er traf ein anderes! Ich wußte, wie es gewesen, noch ehe es mir jemand gesagt — vielleicht ahnte ich auch noch mehr, als ich ihn bleich und verstört von ferne stehen sah. Mörder! schrie ich auf und hob drohend meine Hände. Finster, mit hastigen, ungleichen Schritten kam Guido zu mir heran. ‚Wahre Deine Zunge, Alexandra!‘ stieß er rauh heraus, ‚es war ein Unglück — sie wissen es alle!‘ — Ich lachte laut auf, so scharf und gellend, daß ich selbst davor erschrak, dann sank ich ohnmächtig in deines Großvaters Arme.“

Frau Alexandra verbarg ihr Gesicht in beiden Händen; man hörte nichts mehr, als ihr krampfhaftes Schluchzen und das harte, mühsame Atmen ihres geängsteten Kindes. Sanft und leise berührten Stellas Lippen die kalte, zitternde Hand der Trostlosen, da richtete die Mutter rasch ihr gebeugtes Haupt empor.

„Weißt Du's nun, warum wir fern bleiben müssen, von unsern Lieben?“ fragte sie mit klangloser Stimme.

„Sollten wir nicht zusammen trauern?“ frug Stella tief bewegt zurück, „ach, die armen Großeltern, welch schwere Last haben sie allein zu tragen!“

„Auch Du?“ schluchzte die unglückliche Frau, „bin ich denn ganz verstoßen und verlassen? Geh heim zu ihnen, wenn Du es kannst, wandere den alten Weg nach Röversbrunn, wo Guido ein Jahr darauf, nach meines Onkels Tode, der Herr geworden!“

„Nein, nein!“ schrie das Mädchen auf, sich an sie schmiegend, „verzeih' mein thörichtes Reden, ich verstand es ja nicht besser — ihm möchte ich auch nimmer, nimmer begegnen!“

Starr blickte Frau Alexandra ins Leere, wie im Krampf zuckten und zitterten ihre Lippen, ihre Hände „Sprich zu niemand von dem, was ich sage, Kind!“ murmelte sie in seltsamem Ton, „Du sollst nun alles wissen, alles! — Sie haben geschworen, der Onkel — der Förster aus Röversbrunn, die Verwandten, die in der Nähe standen, daß nur Unglück, nur Unvorsichtigkeit — ich hab's nicht geglaubt, selbst als der Großvater mir versicherte, daß ihre Worte ihn überzeugt!“

Mit einem jammernden Aufschrei umschlang Stella die unglückliche Frau. „Du mußt es glauben, Mama,“ rief sie außer sich; „der Großvater, so mild und gut er ist, hätte keine Entschuldigung für den Mörder des eigenen Sohnes!“

Frau Alexandra atmete tief auf. „Sei es, wie es sei,“ sagte sie hart, „finstere Wünsche leiteten doch seine irrende Hand — die Walnstedts wußten nimmer ihre Gedanken, ihr wildes Begehren zu zügeln!“ — Wie mit Eisenklammern preßte sie die zitternden Finger ihres Kindes in den ihren; verzehrende Seelenangst prägte sich in ihren Zügen aus.

„Faul ist er, bis in die Wurzel hinein, der alte Stamm,“ flüsterte sie heiser, „o Stella, mein Stern, mein einziges Licht in dieser grauenvollen Dunkelheit, laß das Blut der Walnstedts nimmer in Dir zur Macht kommen! Der Gedanke, daß es so sein könne, raubt mir allen Frieden — o Kind, bleib gut, bleib rein, damit ich Dich Deinem Vater einst zuführen kann mit stolzer Freude!“

„Laß uns beten, daß Gott uns bewahre, vor dem Bösen,“ sagte Stella mit leiser Stimme.

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Er hat keinen Gefallen an dem verkommenden Geschlecht,“ wehrte sie düster, „wir müssen uns selber hüten! Gedenke stets daran, daß Du eine Nordfeld bist, laß es Dir Schirm und Schild sein, gegen das unselige Erbteil Deiner Mutter! Lehre mich nimmer trauern, um mein letztes Gut, denn sähe ich einen Flecken auf Deinem lichten Bilde, so bliebe uns nichts übrig, als zusammen zu sterben!“

Der Schrittmacher-Wagen während der Fahrt. (Mit Text.)

Ein eisiger Schauer schüttelte des Mädchens zarte Gestalt. „Sterben?“ flüsterte sie tonlos, „nein, liebste Mama, laß uns doch treu zusammenhalten, für einander leben!“

„Sorge dafür, daß wir es können,“ klang es matt zurück, die Hände der beiden schlangen sich fest ineinander, so saßen sie stumm, in trauervolle Gedanken versenkt.

Draußen war es finstere Nacht geworden, heftige Regenschauer gingen nieder, der Herbststurm raste um das Haus — würden die ziehenden Wolken bald auch das blasse Sternlein verdecken, das dort freundlich niederblickte, auf die arme Erde voll Not und Jammer?

3.

Fast schon in der Vorstadt, am äußersten Ende der Lindenbergstraße stand ein einsames Haus. Vorübergehende sahen kaum mehr davon, als den blumengeschmückten Erker, der zwischen herbstfahlem Laub in heiterer Pracht über die graue Steinmauer hervorleuchtete, die das Grundstück von allen Seiten einschloß.

Wildes Weinlaub, vom Oktoberfrost purpurrot und bräunlich gefärbt, umkränzte das verwitterte Gestein, Linden- und Buchenzweige, vom Herbstwind geschüttelt, streuten gelbe Blätter darüber hin, ein eisernes Gitterthor, vom wuchernden Strauchwerk halb versteckt, öffnete sich über einem paar ausgetretener Steinstufen, die in die verborgene Herrlichkeit hinabführten. Vorwärts schreitend wandelte man durch schmale, fast verwachsene Kiesgänge, uralte Laubbäume breiteten ihre Kronen darüber aus, Epheugerank hing von den Aesten nieder.

Plötzlich bot sich dem überraschten Auge ein wunderlieblicher Anblick. Zierlich gehaltene Blumenbeete umgaben eine prächtige Villa, blitzende Sonnenfunken spiegelten sich in dem silbernen Wasserstrahl des herrlichen Springbrunnens, der auf dem samtgrünen Rasenplatz leise murmelnd in ein kunstvoll gearbeitetes Marmorbecken fiel. —

Seltsam genug nahmen sich die wohlgepflegten Anlagen inmitten der verwahrlosten Wildnis aus, die sie wie ein schützendes Bollwerk umgab, dumpf und verworren nur scholl der Lärm der Großstadt von fern herüber, in die träumerische Einsamkeit.

Ein junges Mädchen betrat soeben die ersten Stufen der breiten, mit seltenen Pflanzen gezierten Treppe, die zum Hause emporführte. Leicht stützte sich die feine, schmale Hand auf das Steingeländer, langsam wandte der zierliche Kopf sich noch einmal nach dem Garten zurück. Doch nicht die heitere, freundliche Umgebung war es, an welcher der Blick der trübumflorten, schönen, blauen Augen voll verzehrender Sehnsucht hing, sondern die herbstlich gefärbten Laubmassen mit dem wuchernden Unkraut darunter, aus dem weiße und scharlachrote Beeren von fast blätterlosem Gesträuch hervorleuchteten.

Stella von Nordfeld dachte an den Wald, weit draußen im Land, den sie nie, nie mehr wiedersehen sollte. Sie wußte es jetzt, daß das Haus der Großeltern ihr ein verschlossenes Paradies bleiben mußte, ach, und sie hatte doch so lange heimlich auf die Rückkehr dorthin gehofft! Nun war sie gewichen, die lähmende Ungewißheit, die so schwer auf ihrem weichen, liebevollen Herzen gelastet, doch ach, wie schrecklich waren die Bilder gewesen, welche ihr zagendes Auge geschaut!

Stella begriff jetzt, warum die Mutter immer so rastlos arbeitete, bis in die sinkende Nacht — sie wollte für Minuten vergessen, was sie Schweres getroffen im Leben, durch unermüdete Thätigkeit suchte sie die finstern Schatten zu verscheuchen, die sich grau und unheimlich breiteten über ihre todmatte, von schrecklichen Zweifeln gequälte Seele.

War es das Rechte? Gab es nicht noch ein besseres Heilmittel für alle Wunden? „Herr, laß mich nicht irre werden an Deiner Weisheit und Güte,“ sagte das Mädchen leise. Zärtliches Mitleid erfüllte sie für die Mutter, die so namenloses Leid erduldet — o nimmer, nimmer sollte sie trauern, um ihr letztes Gut!

Mit raschen Schritten stieg sie die Steinstufen hinan. Jetzt galt es, auch eine Friedlose tröstend zu zerstreuen, dann wollte sie heimkehren, zu ihr, deren einzige Freude sie war, ihr die schwere Last tragen helfen, ein wenig heiteren Sonnenschein bringen, in dies arme, so grausam zerstörte Leben! Ein freundliches Lächeln teilte ihre frischen Lippen, als sie die breite Glasthür öffnete, die in ein behaglich durchwärmtes Vorzimmer führte. Heitere Bilder stiegen vor ihr auf, schöne Pläne, wie sie der Mutter das enge Stübchen zur lieben Heimat machen wollte, das ihr selbst bisher manchmal wie ein düsteres Gefängnis erschienen, wenn sie an das freie, lustige Waldleben dachte.

Es war eine eigentümliche Wohnung, die sie jetzt betrat. Durch weit offene Flügelthüren blickte man in eine Reihe kostbar eingerichteter Räume, aber es war totenstill darin; wie ausgestorben; Blumen, Bücher und Bilder, moderne Zierlichkeiten überall, dazu der lichte Sonnenschein, der hell durch die hohen Spiegelscheiben glänzte und dennoch machte das alles keinen traulichen, behaglichen Eindruck! — War's darum, weil nicht Liebe und stilles Familienglück hier ihren Wohnsitz hatten, sondern Egoismus und Herzenskälte?

Leise glitt die schlanke Mädchengestalt über den teppichbelegten Boden hin, fast scheu streifte ihr Blick den offenen Flügel, auf dem zerrissene Notenhefte und einzelne, zerknitterte Blätter lagen, dann wandte er sich ängstlich nach dem, von üppigen Blattpflanzen umschatteten Blumenerker dort drüben.

Nichts regte sich dort, doch aus dem Nebenzimmer tönte leises Klingen und Klirren, wie von Glas und Silber, zögernd blieb Stella am Eingang stehen. Sollte sie Gräfin Ertau in ihrer Lieblingsbeschäftigung stören? Sie war noch die einzige, die mit der wunderlichen Frau fertig ward und dennoch —

Nur durch einen Zufall war sie vor einiger Zeit in das Haus der seltsamen Einsiedlerin gekommen, die sich hier in der Stadt eine abgeschlossene, ganz eigenartige Welt geschaffen.

Seit dem Tode ihres Mannes, der früher Offizier gewesen, lebte Gräfin Ertau im wahren Sinne des Wortes ganz für sich allein; einsam irrte sie durch die weiten, prächtigen Räume, ihre Heftigkeit und Streitsucht, ihr schroffes, hochfahrendes Wesen hielten jeden von ihr fern, nur Stella war ihr bisweilen ein gern gesehener Gast. Das sanfte, bescheidene Mädchen dachte nie daran, ihr zu widersprechen, sie verlangte weder Rücksicht noch irgendwelche Bewirtung und ihr heiteres, kindliches Geplauder zerstreute die Vereinsamte, die sonst wenig von der Außenwelt erfuhr.

Eine schwere, undankbare Aufgabe waren sie freilich, diese flüchtigen Besuche in dem unheimlich stillen Hause, doch Stella betrachtete sie wie ein Vermächtnis, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen eine alte, seit kurzem verstorbene Freundin der Gräfin, die mit Nordfelds in einem Hause wohnend, dem jungen Mädchen manche Freundlichkeit erwiesen. Dies Fräulein war es gewesen, das sie zuerst mit kleinen Aufträgen hierher gesendet und weder die immer steigenden Ansprüche an ihre Geduld und Unterhaltungsgabe, noch die fast beängstigende, nervöse Zerfahrenheit der seltsamen Frau vermochten Stella von dem abzuwenden, was sie einmal für gut und recht erkannt.

In einem großen, viereckigen Zimmer, dem letzten der langen Reihe, stand die Herrin des verzauberten Gartens vor einem dunkelgebräunten Eichenschrank, dessen breite Thüren weit geöffnet waren. Ein graubraunes Seidenkleid von altmodischem Schnitt umrauschte die hagere, knochige Gestalt, die schmalen Hände mit den langen, gelblichen Fingern durchwühlten einen reichen Vorrat von kostbarem Silbergerät, das in Fächern und Schüben vor ihr aufgespeichert lag. Langsam hob sie einen innen schwer vergoldeten Schöpflöffel empor und ließ ihn in der Sonne blitzen; ihre grünlich schillernden Augen funkelnden scharf und lebhaft dabei, wie die eines Raubvogels, welcher auf seine Beute niederstößt.

Einst war Gräfin Ertau eine gefeierte Schönheit gewesen, jetzt aber — — —. Man sah es den welken, runzligen Wangen nicht mehr an, daß ihre sammetweiche Haut, ihre frischen Farben einst Neid und Bewunderung erregten; fahlgraue Streifen zogen sich durch das reiche Haar, das einst wie gesponnenes Gold geleuchtet.

Sinnend betrachtete Stella die harten, scharfen Züge, die keine Spur von Anmut und sanfter Güte zeigten. „War's möglich, daß jemand diese Frau geliebt?“ mußte sie sich unwillkürlich fragen. Sie war zweimal verheiratet gewesen, das wußte das Mädchen aus gelegentlichen Aeußerungen der Gräfin selbst, doch von ihrem ersten Manne sprach sie kaum je, sie hatte nicht einmal seinen Namen genannt — vielleicht hatte ihn nur ihr Reichtum verlockt und sie waren nachher friedlos und elend geworden.

Mit Graf Ertau war es besser gegangen. Sie war mit ihm von Bad zu Bad gereist, als er schwer erkrankte und hatte den Aerzten reiche Belohnungen verheißen, wenn sie ihn ihr am Leben erhielten — einen größeren Liebesbeweis konnte sie bei ihrem Charakter niemand geben!

Ein leiser Abglanz dieser Neigung fiel auch auf Graf Ertaus hinterlassenen Sohn aus erster Ehe, während sie mit der Tochter, die vor zwei Jahren geheiratet hatte, fast in Feindschaft lebte.

Stella regte sich leise, da wandte die Gräfin sich rasch und erschreckt nach ihr um. Schon öffnete ihr Mund sich zum Zürnen und Schelten, doch als sie das Mädchen erkannte, zuckte ein freundliches Lächeln um ihre blutlosen Lippen; fast herzlich streckte sie ihr die Hand entgegen. „Willkommen Kind, ich habe schon tagelang auf Sie gewartet!“ sagte sie ein wenig vorwurfsvoll.

„Der unaufhörliche Regen hinderte mein Kommen,“ erwiderte Stella, „doch heute ist's wunderschön; waren Sie noch nicht im Garten, Frau Gräfin?“

Die Dame antwortete nicht, sie bemerkte nicht einmal den trüben Schleier, der heut über des Mädchens sonnigem Wesen lag. Behutsam, fast zärtlich, hüllte sie Messer und Löffel in feines Seidenpapier, um sie dann hastig in einen reichgeschnitzten Kasten zu verschließen. Gar kostbare Schätze waren es, die hier so unbe-

nützt im Schrank verborgen ruhten. Leuchter und Schalen, Tafelaufsätze und Fruchtkörbe von gediegenem Silber standen nebeneinander aufgereiht, fast durchsichtig feines Porzellan und reichverzierte, kunstvoll geschliffene Gläser nahmen die übrigen Fächer ein.

Fast peinlich berührt wandte Stella sich ab. Das Gefunkel dort drinnen blendete sie und die starre Versunkenheit, mit der Gräfin Ertans Blicke an ihrem Reichtum hingen, erregte ihr ein leises Gefühl von Widerwillen.

„Soll ich singen oder lesen?“ frug sie schüchtern.

Gräfin Ertan setzte einen Porzellanteller mit breitem Goldrand, den sie in der Hand hielt, auf einen Nebentisch. „Warten Sie noch einen Augenblick,“ sagte sie tiefaufseufzend; sie schien sich von dem Schrank nicht trennen zu können.

Hastig überflogen ihre gierigen Blicke noch einmal die einzelnen Gegenstände, als wolle sie sich überzeugen, daß auch nichts fehle, dann nahm sie den Teller wieder auf.

„Ist das nicht schön gemalt?“ frug sie, auf die bunte Landschaft deutend, die sich von dem mattweißen Grunde, dem schimmernden Goldrande wirkungsvoll abhob.

Wie gebannt schaute Stella nieder auf das Bild, in ihren Zügen kämpften Schreck und Freude. „Röversbrunn!“ flüsterte sie tief bewegt. Ein grelles Auflachen ließ sie jäh emporfahren.

„Ja, Röversbrunn, das jenem gehört, der mein Leben vergiftet!“ rief Gräfin Ertan mit schneidender Schärfe, „ich gönne es ihm nicht, das schöne Schloß, in dem er nun lebt, wie es ihm gefällt!“ Sie fuhr sich mit der Hand durch das fast ergraute Haar. „Wir armen Frauen kommen immer zu kurz in der Welt,“ fuhr sie hastig fort, „denken Sie an mich, Stella; Sie werden das auch noch erfahren!“ Mit zitternden Fingern stellte sie den Teller zu den andern, rasselnd drehte sich der schwere Schlüssel im Schloß.

„Sie kennen Guido von Walnstedt?“ frug Stella bebend, grau und schattenhaft stiegen die schrecklichen Ereignisse der Vergangenheit wieder vor ihr auf.

„Ob ich ihn kenne?“ lachte Gräfin Ertan, „sechs Jahre an seiner Seite voll Demütigungen und Qual haben es mich gelehrt — es war ein Höllenleben!“

Mit raschen Schritten durcheilte sie die Zimmerreihen, abgebrochene Worte murmelnd nahm sie hastig die knisternde Seidenschleppe auf; das leise Geräusch schien ihr körperlichen Schmerz zu bereiten. In die weichen, schwellenden Polster eines kleinen Erkerfensters ließ sie sich endlich niederfallen. „Singen!“ herrschte sie das erschreckte Mädchen an.

Unsicher glitten Stellas feine Finger über die Tasten; dann sang sie ein altes, einfaches Lied, das ihre Mutter besonders gern hörte.

Eine Weile lauschte Gräfin Ertan mit fest zusammengepreßten Lippen und starrem Blick, dann sprang sie jäh empor. „Still, nicht dies Lied!“ kreischte sie auf, „sie sang es, die Falsche, die Uebermütige — schließen Sie den Flügel, ich kann die Musik heut wieder nicht ertragen!“

Mit einem scheuen Blick auf die zerknitterten, zusammengeballten Notenblätter, die gewaltsam zerrissenen Hefte, die überall umherlagen, gehorchte Stella.

Die Gräfin sank wieder in das Sopha zurück und deutete auf einen niedrigen Sessel an ihrer Seite. „Sind Sie glücklich daheim, Sie und die Ihren?“ stieß sie kaum verständlich heraus, „erzählen Sie — was treiben Sie den ganzen Tag?“

Lähmende Angst überkam das junge Mädchen. Gräfin Ertan hatte bisher mit fast auffallender Absichtlichkeit jede Frage nach ihrer Heimat, ihrer Familie vermieden und heute?

Stella dachte an Josephine von Walnstedt, die von Hoch und Niedrig gleich sehr verabscheut wurde, die ihre arme Mutter mit bitterem Haß verfolgt hatte — o nimmer, nimmer hätte sie geglaubt, ihr im Leben begegnen zu müssen! Es trieb sie fort, mit aller Macht, und dennoch saß sie still auf dem Platz, den die Gefürchtete ihr angewiesen; es war, als habe sie alle Herrschaft über ihre Glieder verloren. — Und die kalten, grünlichen Augen dort schauten sie an, wie die einer Schlange, die ein armes, zitterndes Vögelchen unentrinnbar in ihren Bannkreis gefesselt weiß!

„Nun, womit vertreiben Sie sich die Zeit?“ frug Gräfin Ertan ungeduldig noch einmal.

Mit aller Willenskraft zwang Stella sich zu einem matten Lächeln. „Wir sind sehr fleißig, Mama und ich,“ erzählte sie möglichst unbefangen, „zwei bestellte Brautkränze sind vorige Woche fertig geworden und jetzt verfertigen wir Rosen- und Fliederzweige für den nächsten, großen Ball —“

Mit unverhehlter Verwunderung schaute Gräfin Ertan sie an. „Sie arbeiten für Geld?“ frug sie langsam, grenzenlose Verachtung prägte sich in ihren Zügen aus.

Lichte Röte färbte Stellas zarte Wangen. „Unser Vermögen ist kaum nennenswert und Mama möchte von niemand abhängig sein,“ erwiderte sie einfach, „und dann schätzen wir die Arbeit auch als heilenden Balsam für bitteres Leid.“

Gräfin Ertan lächelte spöttisch. „Noch so stolz?“ murmelte sie halblaut, „so bettelstolz — ich preise mich glücklich, daß ich nicht mehr den Namen Walnstedt trage!“

Eine Weile saßen die beiden sich schweigend gegenüber, es war, als habe sich plötzlich eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen aufgethan.

„Nie mehr betrete ich dies Haus,“ dachte Stella voll Furcht und Widerwillen; rasch erhob sie sich, um sich zu verabschieden, da ward die Thür des Vorzimmers hastig geöffnet, sporenklirrende Tritte unterbrachen die lautlose Stille.

Eine finstere Zorneswolke lagerte sich über Gräfin Ertans Stirn, langsam ging sie dem hübschen, noch sehr jugendlich aussehenden Offizier entgegen, der sich ihr eilig näherte, um ihre Hand mit ritterlicher Höflichkeit an seine Lippen zu ziehen.

„Du — Hans?“ frug sie gedehnt, „schon wieder?“

„Ja, teure Mama,“ klang es herzlich zurück, „die Sehnsucht trieb mich, ein Stündchen mit Dir zu verplaudern — mein Besuch ist Dir doch hoffentlich nicht unangenehm?“

Mit verbindlichem Lächeln geleitete er die Zürnende zum Sopha zurück; ein verstohlener Blick, halb lustig, halb triumphierend streifte dabei das junge Mädchen, das sich unwillig errötend abwandte.

In Gräfin Ertans Zügen stritten Verdruß und Freude um die Herrschaft. Ihr Stiefsohn, des Vaters verjüngtes Ebenbild, war vielleicht der einzige auf Erden, der wirklich einen Platz in ihrem selbstsüchtigen, verbitterten Herzen sein eigen nannte und es schmeichelte auch ihrer Eitelkeit, daß er ihre Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen schien. „Der Dienst scheint Dich nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen,“ lächelte sie schon halb versöhnt, „ich begreife nicht, wie Du so häufig abkommen kannst!“

„Den Dienst nehme ich sehr ernst, Mamachen,“ versicherte der junge Offizier, „doch nachmittags findet sich öfter freie Zeit und wie könnte ich sie besser verbringen, als in Deiner Nähe? Ich habe einen scharfen Ritt von meiner Garnison hierher gemacht —“

Gräfin Ertan zog die Klingel. „Du bist zu Pferde gekommen?“ rief sie bedauernd, „armer Junge, wie hungrig und müde mußt Du sein! — Bringe sogleich Kaffee und Kuchen für den Herrn Lieutenant, Karoline,“ befahl sie dem alten Dienstmädchen, das sich bedächtig näherte.

Sie ging ins Nebenzimmer, um Tassen und Teller aus dem Schrank zu holen, Graf Ertan trat zu dem jungen Mädchen, das, die Stirn an die Scheiben gepreßt, an einem der Fenster lehnte und sehnsüchtig in den Garten hinabblickte.

Graue Wolken verhüllten schon wieder die Sonne und Stella war es, als umschleierten düstere, wallende Nebel auch Welt und Leben. Die Vergangenheit mit ihren Schrecknissen war wieder wach geworden, aus dumpfem Todesschlaf und zog auch sie mit hinein in ihren Zauberkreis — hatte die Mutter nicht recht, brachte es nicht Leid und Verderben, nur den Namen Walnstedt zu hören?

„Bin ich nicht ein Glückskind, Fräulein Stella,“ tönte eine flüsternde Stimme an ihr Ohr, „meine Ahnung, Sie hier zu treffen, hat mich nicht getäuscht, nun halte ich Sie aber den ganzen Abend fest; Sie müssen mir die langweiligen Stunden ertragen helfen!“

Ernst und vorwurfsvoll schaute das Mädchen zu dem Sprecher auf. „Warum kommen Sie, wenn Ihr Herz Sie nicht dazu treibt!“ frug sie unwillig, „warum lügen und heucheln Sie?“

Es zuckte spöttisch um Graf Ertans Lippen.

„Meinen Sie, ich würde ihre Tyrannei, ihre beleidigende Heftigkeit ertragen, wenn die Schätze nicht wären, die sie so ängstlich hütet?“ gab er ohne Zögern zurück, „ich mußte Offizier werden, weil kein anderer Stand für sie existiert, nun will ich auch standesgemäß leben! Mein Vater hatte nur unbedeutendes Vermögen und sie wäre fähig, mich zu enterben, wenn ich es an der nötigen Rücksicht und bewundernden Achtung fehlen ließe — meiner Schwester Melanie wäre dies Mißgeschick beinahe schon begegnet!“

Stella schüttelte den Kopf. „Wie können Sie nur so sprechen?“ wehrte sie gepreßt.

Der junge Mann hatte sich in einen Sessel, dicht am Fenster niedergelassen. — „Arme Melanie“, fuhr er unbefangen fort, „sie hat nicht einmal eine ordentliche Ausstattung bekommen und hier beengen Kisten und Kasten voll Leinenzeug den Raum, Silber, Porzellan und Glas, für drei Familien ausreichend, stehen umher — mein Schwager ist außer sich über solch schmachvollen Geiz!“

Stella antwortete nicht. Sie sehnte sich fort, zu ihrem Mütterlein, das zärtliche Sorge und treue Liebe für sie hegte, die ein besserer Schatz waren, als das tote Silber und Gold.

Wie öde und leer mußten die Herzen der beiden hier sein, denen Geld und Gut über alles ging!

Schritte näherten sich der Thür; Graf Ertan sprang auf und ging der Eintretenden entgegen.

„Erlaube, daß ich Dir die Sachen abnehme,“ bat er, eifrig nach dem Tablett mit Tassen und Kuchentellern greifend, das sie hereinbrachte.

Auch Stella hatte sich erhoben. „Ich möchte mich verabschieden, Frau Gräfin," sagte sie gepreßt, „meine Mama wird warten."

Mit seltsam lauerndem Ausdruck beobachtete Gräfin Ertau die beiden jungen Leute. „Sie wollen wirklich schon fort?" fragte sie nachlässig.

„Nein, nein, das geben wir nicht zu," sprach der junge Offizier lebhaft dazwischen, „ich habe ein Buch zum Vorlesen mitgebracht, das Mama sicher interessieren wird und hoffe auf Ihre Unterstützung, Fräulein Stella — ich bin etwas heiser und kann nicht lange lesen!"

„Ich kann wirklich nicht, Herr Graf, ich muß nach Hause," wehrte das junge Mädchen ängstlich, doch Gräfin Ertau zog sie plötzlich neben sich auf das Sopha nieder.

„Bleiben Sie nur," entschied sie mit spöttischem Lächeln, „er ist ein Mann und behält daher immer recht. Wir müssen uns eben seinem Willen fügen!"

Innerlich widerstrebend gehorchte Stella dem Druck der magern, harten Hand, die sich so fest auf ihren Arm legte, daß sie dieser fast schmerzte. Sie wußte, daß sie einen zügellosen Sturm entfesselte, wenn sie sich jetzt zu bleiben weigerte und sie fühlte, daß ihre Kraft heut nicht mehr ausreichte, ihn zu ertragen.

Zerstreut nur lauschte sie dem heitern Geplauder des jungen Grafen; ihre Gedanken weilten bei ihrem Mütterlein, das wohl einsam die traurigen Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen ließ: „Sie soll nie mehr allein bleiben!" gelobte sich das junge Mädchen, während Graf Ertau von den Büchern erzählte, die sie zusammen lesen, von all den schönen, nützlichen Dingen, die sie im Verkehr mit einer so klugen, feingebildeten Dame, wie seine Stiefmutter, lernen wollten. —

(Fortsetzung folgt.)

Krankenbesuch. Nach dem Gemälde von F. Vermehren. (Mit Text.)

Die Umkehr beim Marterl.

Erzählung aus dem Erzgebirge von Alexis Koch. (Schluß.)

3.

Der Sonntagnachmittag war herangekommen. Gleich nach dem Mittagsläuten machten sich die zum Steinklauben geladenen Burschen und Mädchen auf den Weg zum Waldhofe.

Singend zogen die jungen Burschen dahin. Ihnen folgten die Mädchen, welche heute nur die Werktagskleider angelegt hatten. Dafür trugen sie ihren besten Sonntagsstaat, fürsorglich in ein großes Tuch gehüllt, in der Hand.

Die Mädchen übergaben ihre Bündel der Hausfrau zum Aufbewahren, dann setzte sich die kleine muntere Truppe, unter Führung des Hausherrn, abermals in Bewegung. Bald stand sie auf einem steinbesäten, langen Felde und nun begann das Steinklauben.

In einer langen Reihe knieten sich die jungen Leute nieder und emsig lasen sie die Steine vom Acker auf und warfen sie in bereitstehende Körbe, welche der Waldhofer von Zeit zu Zeit auf einer Halde entleerte.

Und rasch ging den fleißigen Händen die Arbeit von statten, und bald lag ein mächtiges Stück sauber abgeklaubten Feldes vor dem vergnügt sich die Hände reibenden Waldhofer.

Einige Burschen, welche schon keinen Platz mehr für ihre Thätigkeit finden konnten, hatten sich erhoben und zogen ihre Joppen an, welche sie während der Arbeit abgelegt hatten. Auch Franzl war aufgestanden; düster blickte er auf Gabi, welche mit ihrer Freundin, dem Pfarrer-Marerl, neben Toni noch immer auf dem Boden kniete.

Während auf dem Felde draußen also geschafft wurde, saß der Geigenhans und der krumme Veit gemächlich auf der Ofenbank in der Stube des Waldhofers. Der Hans hatte seine Geige in der Hand und schlug von Zeit zu Zeit, mit einer erstaunlichen Geduld, das A an, nach welchem Tone der Veit seine Harfe stimmte. Da aber die Wirbel nicht mehr fest in dem morschen Holze saßen, so ließen die Saiten immer wieder nach, und wenn der Veit bei der letzten glücklich angekommen war, so mußte er sofort wieder bei der ersten beginnen, so daß er schon selbst ärgerlich darüber wurde und sich bei allen Heiligen verschwor, nur heute noch, dann aber sein Leben nimmer auf dem alten, widerspenstigen Kasten zu spielen, morgen schon wollte er ihn zusammenschlagen, wenn er nur wüßte, woher eine andere Harfe nehmen.

Mit lautem Geräusch hantierte inzwischen die Waldhoferin bei dem Tische herum. Erst bedeckte sie denselben mit einem weißen Linnen, dann brachte sie Tassen herbei, trug einen mächtigen Pfannkuchen auf, und als sie durch das Fenster bemerkte, daß sich die Gäste dem Hause näherten, stellte sie die dampfende Kaffeekanne

auf den Tisch. — Beim Brunnen wuschen sich die jungen Leute; die Mädchen eilten sodann in die Oberstube, um nach wenigen Minuten schon in Festtagskleidern zurückzukehren.

Unter lebhaftem Plaudern und Schäkern nahm die hungrige Gesellschaft am Tische Platz, und ohne sich lange nötigen zu lassen, griffen die jungen Leute tapfer zu, und mit überraschender Schnelligkeit begann der Pfannkuchen immer kleiner zu werden.

Der Dortmund-Ems-Kanal: Das Schiffshebewerk bei Henrichenburg. Gezeichnet von Theodor Rogge. (Mit Text.)

„Veit," nahm einer der Burschen, nachdem der größte Hunger gestillt war, das Wort: „da hab' ich da neulich in Joachimsthal von der Bergkapelle einen neuen Marsch gehört, der mir halt gar so gut gefallen hat, geh' spiel' ihn uns einmal vor, so geht er." Und der Bursche begann den Anfang des Marsches zu pfeifen.

Aufmerksam lauschte der Veit, und überlegen lächelnd nickte er dann mit dem Haupte. „Den Marsch kann ich freilich gut spielen," nahm er in überzeugungsvollem Tone das Wort, „aber heut' nicht, denn ich hab' keine Saite dazu, den Radezkymarsch aber will ich euch gern aufspielen."

Die Burschen waren einverstanden und der Veit begann. Er hatte einen Streifen Notenpapier quer durch die Saiten geschoben, um das Trommelgerassel nachahmen zu können und das gelang ihm auch überraschend.

Die kriegerische Melodie begeisterte die Burschen; der Tisch wurde in die Vorflur getragen und nach einigen Minuten war die Stube in einen Tanzsaal umgewandelt. Die Musikanten stimmten eine muntere Polka an und bald drehte sich alles in fröhlichem Reigen.

Nur Franzl saß scheinbar teilnahmslos neben dem Geigenhans, aber unheimlich leuchtete es in seinen Augen. Toni tanzte mit der Gabi und wie eifrig er auf das Mädchen einredete! —

Aber das zweite und dritte Stücklein tanzte der Toni mit der hübschen Pfarrersnichte.

Bei diesem Anblicke atmete der von Eifersucht gefolterte Franzl wieder etwas auf.

Doch diese Erleichterung sollte nicht lange währen. Plötzlich war Gabi mit ihrer Freundin verschwunden, aber auch der Toni war nirgends mehr zu erblicken. Er hatte die Mädchen oder besser die Gabi heimgeführt.

Diese Wahrnehmung schmetterte den Franzl nieder. Er wollte seinem Nebenbuhler nachstürzen und krampfhaft umklammerte seine Hand das scharfe Messer in seiner Tasche.

Aber dann ließ er sich wieder neben dem Geigenhans nieder, er hatte es sich anders überlegt.

4.

Zu den zwei einsamen Arbeitern im Haue draußen hatte sich am nächsten Morgen noch ein dritter gesellt, ein rußiger, schwarzer Bursche, der Köhlerdolf. Er hatte seinen Kram auf der anderen Seite des Haues errichtet, und nun war er daran, den Meiler aufzuschichten. Der Schwarze kümmerte sich wenig um die Holzfäller, und eine Unterhaltung war auch wegen der weiten Entfernung der beiden Arbeitsplätze ausgeschlossen. Franzl war heute womöglich noch finsterer und schweigsamer als gewöhnlich. Toni hingegen arbeitete vergnügt darauf los und pfiff, wenn auch etwas falsch, die Stücklein nach, die er am vergangenen Abend vom Geigenhans aufgefangen hatte. Einigemale hatte es den Anschein, als wenn er mit seinem mürrischen Kameraden ein Gespräch anknüpfen wollte, aber ein Blick in dessen düstere Züge ließ ihn von seinem

Vorhaben wieder abkommen. Dennoch war er gezwungen, ihn endlich anzureden: „Franzl," begann er, „den Stock hier müssen wir sprengen, anders weicht er nicht, hast Du das Sprengpulver mit?"

Franzl nickte nur stumm und beipflichtend mit dem Haupte.

„He, Männerleut!" erscholl in diesem Augenblick von der anderen Seite des Haues herüber die Stimme des Köhlerdolf, „seid's doch einer so gut und helft's mir einer ein bisl, ich bring' den Stamm allein nicht in die Höh'."

Obwohl der Köhler durch die hohlen Hände, wie durch ein Sprachrohr gerufen hatte, so waren seine Worte hier doch nur schwer verständlich.

„Na, so werd' ich halt 'nüberschauen und sehen, was der Dolf will," meinte der Toni gutmütig und schlug die Richtung gegen den Meiler ein.

Hoch richtete sich der Franzl auf; er kreuzte die Arme über die Brust und tief atmete er. Sein Antlitz war totenbleich, und voll Haß blickte er dem Kameraden nach. Jetzt wandte er sich um, eine Weile noch blieb er zögernd, wie überlegend stehen, dann kniete er sich nieder, und in fieberhafter Eile machte er sich an dem Stocke zu schaffen. Seine Hände, seine ganze Gestalt zitterte vor Erregung. Nun flammte ein Streichhölzchen auf, — der Franzl mochte sich wohl seine Pfeife anzünden. — Toni blieb nicht lange fort, ein Liedchen summend kam er bald wieder dahergeschlendert. Der Franzl saß auf dem Stocke. „Toni," begann er mit heiserer Stimme, „mir ist heut' nicht ganz recht, ich geh' heim, mußt halt sehen, daß Du allein fertig wirst." Mit diesen Worten raffte er sein Arbeitsgeräte zusammen und schickte sich zum Gehen an.

„Hast recht, Franzl," antwortete teilnehmend der Toni, „hab' Dich schon die ganze Zeit über im stillen betracht', siehst wirklich recht miserabl aus."

Eine Weile blickte Toni dem Davonschreitenden kopfschüttelnd nach. „Was nur in den Menschen hineingefahren ist, ein ganz anderer ist er geworden, gemütskrank muß er sein, und manchesmal kommt es mir gerad' vor, als wenn er einen Haken auf mich hätt', kein Wört'l spricht er mehr auf mich, und früher hat er mir bei jeder Kleinigkeit sein Herz ausgeschütt'. Ordentlich unheimlich wird es mir jetzt in seiner Nähe; wenn er nicht bald anders wird, arbeit' ich gar nimmer mit ihm."

Franzl hatte den Hochwald erreicht. Hier blieb er stehen, denn seine Beine schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. Er blickte zurück und lauschend legte er die Hand an das Ohr. Seine Augen leuchteten wie im Wahnsinne. Dann biß er die Zähne zusammen und sich aufraffend schritt er wieder vorwärts. Von Zeit zu Zeit wischte er sich den kalten Schweiß von der Stirne.

Den schmalen Weg, welcher sich in Windungen vom Thale emporzog, kam soeben mit schwankenden, unsicheren Schritten die verwahrloste Gestalt eines Vagabunden. Das war der Landwehrsepp. Er mochte heute schon wieder ein Gläschen zu viel getrunken haben; er sang laut und mit heiserer Stimme:

„Du liederlichs Bürsch'l, du mußt dich bekehr'n,
Aus liederlichen Bürsch'ln, kann auch noch 'was wer'n."

Der Landwehrsepp war ein verkommenes Individuum, ein Trunkenbold und Landstreicher, dem jeder anständige Mensch aus dem Wege ging.

Auch Franzl trat beiseite, um mit dem Trunkenen nicht in Berührung zu kommen. Rechts am Steige stand auf einem Steinsockel ein eisernes Kreuz mit dem Bilde des Heilands. Als der Landwehrsepp des Marterls ansichtig wurde, hielt er in seinem Gesange inne, demütig entblößte er das Haupt und schlug das Zeichen des Kreuzes. Nun mußte auch Franzl an dem Kreuze vorüber. Gewohnheitsgemäß griff er an den Hut, aber da ging ihm plötzlich ein kalter Schauer durch den ganzen Körper und schlaff ließ er den Arm fallen. Er hatte kein Recht mehr, das Bild zu grüßen. Er war schlechter, als der Vagabund hier, als dieser verworfene, verachtete Paria. „Meuchelmörder!" rief ihm eine innere Stimme zu, und nun sah er plötzlich mit furchtbarer Deutlichkeit die entsetzliche Ruchlosigkeit seines Thuns.

„Barmherziger Himmel!" rief er von Entsetzen gepackt, „laß es nicht zu spät sein," und in atemloser Hast raste er den Weg zurück, den er soeben gekommen war. Er achtete es nicht, daß er den ahnungslosen Landwehrsepp beiseite stieß, so daß der zum Tode Erschreckte, der ohnehin nicht fest auf den Füßen stand, taumelte und zu Boden fiel; er achtete es auch nicht, daß ihm das überhängende Geäste Hände und Antlitz blutig riß, nur immer vorwärts, mit fliegendem Atem und keuchender Brust. Von Zeit zu Zeit entrang sich ein kurzes Stoßgebet seinen Lippen. „Allmächtiger Gott, schütze den Toni, laß mich nicht zu spät kommen."

Der Toni lag unterdessen sorglos seiner Beschäftigung ob. Er durchhackte die knorrigen Wurzeln, um dann mit dem Sprengen zu beginnen. Auf das Schießen freute er sich schon während des ganzen Morgens. Plötzlich schrak er zusammen. „Toni, um aller Heiligen willen, fliehe, fliehe," klang es angsterfüllt über den Hau herüber.

Erstaunt richtete Toni sich auf und blickte um sich. Da erscholl schon wieder der unheimliche Mahnruf, aber diesmal gellend und erschütternd. Dem reckenhaften Burschen wurde fast bange zu Mute.

Doch nun erblickte er den Warner. In mächtigen Sprüngen, mit flatterndem Haare und zerrissenen Kleidern, jagte der Franzl über den Hau, gerade auf Toni zu. „Fliehe, fliehe," schrie er mit aller Anstrengung, aber seine Stimme klang schon matt und erschöpft und drohte versagen zu wollen.

Halb verblüfft, halb erschreckt stand der Toni da und starrte verständnislos auf den Kameraden, ohne dessen Warnung zu beherzigen. Aber da fühlte er sich plötzlich von den nervigen Händen Franzls erfaßt, und ohne daß er sich dagegen wahren konnte, schleppte ihn der Freund hinweg, weit, weit vom Arbeitsplatze. Und auch hier gab er ihn noch nicht frei, sondern umklammerte ihn fest, gleichsam, um ihn zu schützen vor einer drohenden Gefahr. Und da erschütterte ein donnerähnlicher Schlag die Luft. Ein fahler Lichtschein, eine mächtige, dunkle Staubwolke, ein unheimliches, schauerliches Prasseln von fallenden, schweren Körpern, und dann war alles wieder still. Aber der Arbeitsplatz, auf welchem die beiden jungen Burschen noch vor wenigen Sekunden gestanden, war verschwunden. An seiner Stelle gähnte dort eine vielfach zerrissene, grausige Kluft und eine greuliche Verwüstung herrschte ringsumher.

Schaudernd stand Toni da, er vermochte sich den ganzen Vorgang nicht zu erklären. Jetzt aber stieg eine Ahnung in ihm auf.

„Franzl!" wendete er sich mit strengem Tone an den Kameraden, „was soll das bedeuten?"

Franzl gab keine Antwort, er hatte das Antlitz mit beiden Händen bedeckt, und nur ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Nochmals, aber in härterem Tone wiederholte Toni seine Frage.

Da ließ Franzl die Hände vom Antlitze sinken. „Dich töten wollte ich," stieß er krampfhaft hervor, „weil Du mein Leben vergiftet und vernichtet hast, weil Du mir das Liebste, was ich auf Erden besitze, geraubt hast — die Gabi."

Eine Weile blickte Toni wie ungläubig in das verstörte Antlitz des Freundes, dann aber brach er plötzlich in ein schallendes Lachen aus.

„Franzl!" begann er dann mit bewegter Stimme und legte liebreich beide Hände auf die Schultern des Freundes, „nun sehe ich doch ein, daß Du ein Narr und obendrein auch noch blind bist. Wer in aller Welt hat denn Dir gesagt, daß ich die Gabi oder die Gabi mich liebt? Ich hab' sie ja von Herzen gern, aber meine Liebste, meine Braut ist das Marerl, die Gabi war nur unsere Vertraute, unsere Liebesbotin, ohne die Gabi hätten wir nicht zusammenkommen und uns nicht verständigen können, weil der Herr Pfarrer 's Marerl halt gar so streng hält und beaufsichtigt. Freilich ist die Gabi verliebt bis über die Ohren, aber nicht in mich, sondern in Dich, und ganz unglücklich ist sie darüber, daß Du sie so abstoßend behandelst."

„Ist es wahr, belügst Du mich nicht, Gabi liebt mich?" rief Franzl in größter Erregung und ergriff die Hände des Kameraden.

„Nun freilich ist es wahr, kannst Dich ja bei der Gabi selbst erkundigen," antwortete lächelnd der Toni, „wenn Du nicht gar so verschlossen und zurückhaltend gewesen wärst, so hätt' ich es Dir schon längst gesagt, es wär' gar nicht nötig gewesen, mich deshalb erst in die Luft sprengen zu wollen; na, Du hast ja den dummen Streich wieder gut gemacht, mit eigener Lebensgefahr."

* * *

Zwei Monate später gab's im Dörflein einen lustigen Tag. Franzl und Gabi feierten ihre Hochzeit. Als Brautführer fungierte der Toni und als Kranzeljungfer das hübsche Pfarrer-Marerl. Das halbe Dorf fast war zu Gast geladen — und nach der Tafel begann das junge Volk zu tanzen, denn der Geigenhans und der krumme Veit hatten sich gar pünktlich zum Feste eingefunden.

Aber noch ein Gast, auf dessen Anwesenheit wohl keiner der Geladenen gezählt haben mochte, hatte sich eingefunden — der Landwehrsepp!

Sauber gewaschen und rasiert, in einem funkelnagelneuen Gewande, stieg er stolz und gravitätisch unter der Menge herum.

Wenn ihn auch alle kopfschüttelnd und verwundert betrachteten, so erregte seine Gegenwart dennoch nirgends Anstoß, denn in der herzlichsten Weise, mit Gruß und Handschlag, war er von dem jungen Hausherrn empfangen und in die Stube geleitet worden.

Er wunderte sich selbst nicht wenig über die ihm widerfahrene Ehre und konnte sich den Grund der schmeichelhaften Einladung zur Hochzeit auch gar nicht erklären, und einen neuen Anzug hatte ihm der Franzl extra noch geschenkt. — Dafür nahm er sich heute auch recht zusammen, um seinem freigebigen, jungen Wirt keine Schande zu machen, und die Mitternachtsstunde fand den Landwehrsepp noch so ziemlich nüchtern. — Als er aber gegen Morgen aufbrach, da bat er doch den Franzl um ein altes Röcklein, denn um seinen schönen, neuen Rock sei es doch schade, wenn er damit zufälligerweise in einen Straßengraben fallen sollte.

Riesentöpfe.

Mit diesem auf den ersten Augenblick nicht durchsichtigen Namen werden in der Geologie gewisse eigentümliche Oberflächenerscheinungen bezeichnet, die an manchen starkfließenden Wasserfällen beobachtet werden. Es sind, um die Natur der Riesentöpfe näher zu bestimmen, mehr oder weniger tiefe, senkrecht in festes Gestein, Kalk, Granit u. s. w., oder auch in weichere Massen, Thon, Blocklehm und ähnliche Gebilde, eingetiefte cylindrische Löcher. Sie dringen unter Umständen bis zu einer Tiefe von zwölf Meter schachtartig in die festesten Felsen ein. Ihre Innenwände sind in der Regel glatt geschliffen und tragen bisweilen Spuren von Spiralfurchen. Diese Vertiefungen entstehen bei Wasserfällen oder Katarakten dadurch, daß Felsblöcke durch das strömende Wasser in kreisförmig wirbelnde Bewegung versetzt werden. Durch die Reibung wird das Bett des Flusses angegriffen, das Loch aber dadurch, daß die kreisende Bewegung (Rotation) in einer und derselben Höhlung unausgesetzt vor sich geht, immer mehr vertieft. In den so entstandenen Löchern, „Strudellöchern“ — dies der andere Name für Riesentöpfe — werden in der Regel auch noch die Blöcke angetroffen, deren Bewegungen diese Wirkung herbeigeführt haben. Die „Reibsteine“ liegen im Grund der Töpfe, sie müßten denn durch die Abnutzung zu Atomen zermalmt worden sein. In dem sehr trockenen Sommer des Jahres 1857, als der Rhein bei Schaffhausen einen außergewöhnlich niederen Wasserstand hatte, fand man die Felsplatten am Fuße des Rheinfalls mit einer Menge solcher Strudellöcher besetzt. Auch die Salzach liefert in den Klammen bei Golling ausgezeichnete Beispiele. Die dort „Oefen“ genannten Riesentöpfe finden sich daselbst nicht nur in der Thalsohle im Bett des Flusses, sondern auch in der Höhe. Man sieht an den Wänden Riesentöpfe, die durch das Spülen und Nagen des Wassers (Erosion) auseinander geschnitten sind. Sie rühren von Wasserfällen her, die dort in der Vorzeit vorhanden waren, als der Fluß noch in einem höhern Niveau dahineilte als heute. Auch anderwärts werden noch alte Riesentöpfe gefunden, die heute nicht mehr fließenden Wasserläufen entstammen. Besonders in Skandinavien kommen sie in großer Anzahl vor, aber auch in der norddeutschen Tiefebene sind sie keine allzu seltene Erscheinung. Man trifft sie z. B. an der Oberfläche des Muschelkalks von Rüdersdorf bei Berlin.

Den Riesentöpfen, die lediglich durch das Wasser der Flüsse, ohne überlagernde Eisdecke hervorgerufen werden und sich noch immer neu erzeugen, stehen die sogenannten glacialen Riesentöpfe oder „Gletschermühlen“ gegenüber. Sie stellen sich als Spuren dar, die ausschließlich die Gletscher, oder bestimmter, die Gletscherbäche zurückgelassen haben. Wo sich nämlich ein Gletscher bis in eine Gegend herunter erstreckt, in der die Lufttemperatur höher als 0 Grad ist, gerät das Eis an seiner Oberfläche ins Schmelzen. Es bilden sich, wenn das Abschmelzen fortdauert, Wasserströme, „Gletscherbäche“, die in die Eisspalten hinunterstürzen. Befindet sich nun am Grund eines so entstandenen Wasserfalls ein Felsstück, ein Stein, so kommt dieser, vorausgesetzt, daß die Gewalt des herunterstürzenden Wassers lange genug andauert, wie bei den gewöhnlichen Wasserfällen, in eine strudelnde kreisende Bewegung. Er wirkt dabei abschleifend wie ein gewaltiger Bohrer auf seine Unterlage und schleift eine kesselförmige Höhlung darein. Solche glaciale Strudellöcher mit den dazu gehörenden Steinen finden sich in hervorragendem Maße im sogenannten Gletschergarten in Luzern, welcher erst im Jahre 1872 aufgedeckt wurde und zeigt, daß auch diese Gegend einst unter einem Gletscher vergraben war. Dort enthält die rund höckerige Gesteinsoberfläche nicht weniger als achtzehn solcher Kessel. Der größte davon hat einen Durchmesser von 8,5 und eine Tiefe von 10 Meter. Diese alten Riesentöpfe waren in späterer Zeit mit Schutt, Sand, Lehm, Gesteinstrümmern ausgefüllt und mußten erst ausgeräumt werden, um ein Bild von ihrer Beschaffenheit zu erhalten. Die Reibsteine waren leicht an ihrer abgerundeten Form zu erkennen.

Für die Riesentöpfe bietet sich noch eine interessante parallele Erscheinung. Dies sind die sogenannten Kölke (Kolk sprachlich soviel wie Grube, Wasserloch). Die Kölke aber dehnen sich nicht senkrecht in die Tiefe, sondern mehr oder weniger wagrecht in die Länge aus. Denn nicht blos das senkrecht auffallende, sondern auch das strömende Wasser kann im Flußbett Aushöhlungen erzeugen, die die sonstige Tiefe des Flusses bedeutend übertreffen. Wirbelkölke, kesselförmige Vertiefungen entstehen, sobald das Wasser durch die Begegnung zweier Strömungen in eine drehende und nach abwärts schraubenförmig bohrende Bewegung versetzt wird. Strömungs- und Staukölke bilden sich, wo die Geschwindigkeit wegen stärkeren Bodengefälls oder Anstauung der Wassermassen durch eine plötzliche Verengerung des Bettes örtlich beschleunigt ist, so daß der Fluß sein Bett in erhöhtem Maße angreift. Diese Art Aushöhlungen haben namentlich bei Stromregulierungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. So hat man bei der Wiener Donauregulierung Staukölke von Tiefen bis 14 und 18 Meter bei einer durchschnittlichen Stromtiefe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meter entdeckt. Bei der Rheinkorrektion in Baden traf man auf 20 bis 30 Meter tiefe Aushöhlungen. Bei Grein, in der Gegend des bekannten Greiner Strudels, hat die Donau bis zu 30 Meter, in der Enge des Eisernen Thors bis zu mehr als 50 Meter tief gekolkt.

Auch glacialen Ursprungs können die Kölke sein. Als Wirkungen von Gletscherbächen betrachtet man unter anderem die Asar, jene merkwürdigen, hunderte von Kilometern langen, aber meist ziemlich schmalen Streifen von Sand und Geröll, welche in der Richtung der Gletscherbewegung besonders das südliche und mittlere Schweden durchziehen. Ihre Höhe beträgt bald nur wenige Meter, bald bis zu 60 Meter. Ihre Abhänge sind ziemlich stark geneigt, bis zu 30 Grad, die Steigung aber auf beiden Seiten gewöhnlich verschieden.

Dörffel.

UNSERE BILDER.

Die größte bisher erzielte Fahrradgeschwindigkeit. Die höchste Leistung auf dem Gebiete des Fahrradsports — den höchsten „Record“, um in der Sportsprache zu reden — hat kürzlich der bekannte amerikanische Radfahrer Charles M. Murphy erzielt; er legte die Strecke von einer englischen Meile (1609,31 Meter) in nicht ganz 58 Sekunden zurück. Anlaß zu dieser eigenartigen Leistung bot die jüngste Versammlung des amerikanischen Radfahrerbundes auf Long Island, und als Schauplatz derselben diente eine Teilstrecke der Long Island-Railroad. Zur Ausführung des Experiments waren natürlich besondere Vorkehrungen erforderlich, deren wesentlichste darin bestand, daß eine Lokomotive mit angehängtem Personenwagen den Dienst des Schrittmachers versah. Der Anhängewagen war in seinem hinteren Teile zu einem gewaltigen Windschirm ausgestaltet; seine Seitenwände waren nach rückwärts verlängert und schräg nach innen gerichtet, so daß ihre unteren Kanten genau über den Schienen lagen. Murphy legte demnach seine Fahrt gewissermaßen innerhalb einer sich mit ihm fortbewegenden Schutzhütte zurück. Wie er selbst erklärte, läßt sich unter diesen Umständen, das heißt bei absolutem Schutze gegen den Widerstand der Luft mit dem Rade die Schnelligkeit jeder Lokomotive erreichen. Zu der Leistung ist weniger Kraft und Ausdauer als Kaltblütigkeit und Schnelligkeit der Fußbewegungen erforderlich. Murphy legte mit seinem Rade bei jeder Umdrehung der Pedale über 31 Fuß zurück und führte mit seinen Füßen 2,91 Umdrehungen in der Sekunde oder 175 in der Minute aus. Der wissenschaftliche Wert des Experiments besteht darin, daß es bei der strengen Kontrole, unter der es stattfand, überaus wichtige Daten zur Berechnung der Wirkung des Luftwiderstandes ergeben hat.

Krankenbesuch. Droben im dritten Stock einer jener Zinskasernen, wie sie die Großstadt aufweist, wohnt in einer Kammer die alte Witwe Lindner, die stets nur Gutes im Leben gethan hat. Sie hat niemanden mehr auf der Welt, nur Hintz, den alten Kater, und einen Stieglitz, der hie und da sein Liedchen ertönen läßt. Der nahende Winter hat sich recht unlieb bei Frau Lindner eingestellt, und eine Erkältung, die sie sich zugezogen, nötigt sie, durch mehrere Tage das Zimmer zu hüten. Außer einer alten Bedienerin, die sie täglich zweimal besucht, um ihr eine kräftige Suppe zu bereiten, kommt kein Mensch zu ihr. Sie ist ja in der Großstadt fremd und wer sollte füglich ein Interesse an einer alten kranken Frau haben. Da klopft es eines Tages und herein treten die beiden Töchter des Professors Langmann, der im ersten Stocke wohnt, und die die freundliche Alte längst lieb gewonnen haben. Die geschwätzige Bedienerin hat ihnen erzählt, wie verlassen Frau Lindner während ihrer Krankheit ist, wie die Teilnahme der Menschen sie freuen und wie ein milder Sonnenstrahl auf ihr Gemüt wirken würde. Rasch entschlossen machen die beiden gutherzigen Mädchen der alten Witwe einen Krankenbesuch. Frida, die jüngere, bringt der Kranken erfrischende Trauben und Obst mit, während Hedwig teilnahmsvoll ihre Dienste anbietet. Wie wohl das thut! Die beiden Mädchen kommen oft und freuen sich, wenn die Besserung rüstig vorwärts schreitet. Und hat die alte, arme, kranke Frau nicht recht, wenn sie sagt: „Gute, teilnehmende Menschen sind oft mehr wert, als die beste Medizin!“ St.

Der Dortmund-Ems-Kanal. Die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals auf seiner ganzen Strecke von der westfälischen Industriestadt bis zum ostfriesischen Hafenplatz bedeutet einen neuen Markstein in der Geschichte des deutschen Wasserstraßenbaus, und zwar einen Markstein, der nicht nur dasteht als ein Denkmal dessen, was deutscher Unternehmungsgeist und Arbeitsfleiß zuwege gebracht haben, sondern auch als ein Wegweiser für die neuen Aufgaben, die in Konsequenz des Geschehenen die nächste Zukunft der vom deutschen Kaiser gutgeheißenen vaterländischen Kanalbaupolitik stellen wird. Gliedert sich doch eine beträchtliche Strecke des nunmehr vollendeten Kanals unmittelbar in den Zug der projektierten Kunstwasserstraße ein, die unter dem Namen eines deutschen Mittellandkanals zunächst die Verbindung des Rheinstroms mit der Elbe, in letzter Wirkung aber auch mit den östlichen Flußgebieten des Deutschen Reichs zur Thatsache machen soll. Erst wenn der letzte Spatenstich an diesem großen Werke gethan sein wird, läßt sich am praktischen Erfolg der volle Wert des heute fertigen Bauwerks abmessen. Die vom Staate für die Herstellung der neuen Wasserstraße bewilligte Bausumme betrug ursprünglich 58,400,000 Mark, wogegen der für den Bau erforderliche Grund und Boden der Regierung aus den Interessentenkreisen unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden sollte. Da die letztere Bedingung nicht in vollem Umfang erfüllt werden konnte, so schoß der Staat den Fehlbetrag zu, bewilligte später auch die für verschiedene, namentlich mit Rücksicht auf den Anschluß der Wasserstraße und den projektierten Mittellandkanal wünschenswerte Verbesserungen notwendigen Gelder und genehmigte somit nach und nach die Erhöhung der Gesamtbaukosten auf 69,450,000 Mark. Zu diesen Verbesserungen gehört in erster Linie die Vergrößerung der Kanalabmessungen, sofern das auf der Sohle 18 Meter, im Wasserspiegel 30 Meter breite Bett eine Tiefe von 2,5 Meter anstatt der ursprünglich geplanten 2 Meter erhielt, wodurch die gesamte Erdbewegung auf rund 22 Millionen Kubikmeter angewachsen ist. Im übrigen waren die dem Bau sich entgegenstellenden Schwierigkeiten auf der 271 Kilometer langen Linie des von Dortmund bis Emden um etwa 70 Meter abfallenden Kanals nicht so erheblich, daß sie nicht mit Hilfe der modernen technischen Mittel bequem hätten gelöst werden können. Die geringen Unebenheiten der Landschaft und der Umstand, daß die neue Wasserstraße in ihrem nördlichen Teil in das durch Abschneiden der Kurven regulierte Bett der Ems gelegt werden konnte, trugen nicht wenig zur Vereinfachung der Bauarbeit bei, mit der der Anfang gemacht werden konnte, nachdem die am 23. Mai 1889 eingesetzte königl. Kanalkommission zu Münster das endgültige, vom Landtag am 7. März 1892 durch Kenntnisnahme genehmigte Projekt festgelegt hatte. Von den im nordwestlichen Weichbild der fabrikreichen Stadt Dortmund hergestellten neuen Hafenanlagen, an deren Kosten die Gemeinde mit 5,425,000, der Staat mit 1,325,000 Mark beteiligt ist, läuft der Kanal zunächst in nordwestlicher Richtung, wagerecht auf 70 Meter über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels, nach dem nahezu 16 Kilometer entfernten, nördlich von Henrichenburg gelegenen Meckinghoven, sich rechts vom Flußbett der Wupper haltend, das ursprünglich auf dieser Strecke die Wasserstraße bilden sollte, aber wegen seines unreinen Wassers nicht in Benutzung gezogen werden konnte. Schon auf dieser ersten Strecke finden wir, bei Mengede und Leveringhausen, zwei jener kleinen Häfen, deren auf der ganzen Linie 42, je nach Bedarf einem bis sechs Fahrzeugen Raum bietend, erbaut worden sind. In diesen Häfen werden in erster Linie für den Ortsverkehr taugliche flache Kähne, ähnlich den Emspunten, verkehren, während

der Großverkehr durch eiserne Kähne bis zu 65 Meter Länge bei 8 Meter Breite und $1,_{75}$ Meter Tiefgang vermittelt wird, die zu mehreren hintereinander von 200pferdigen Schraubendampfern geschleppt werden. Bei Meckinghoven, von wo eine Teilstrecke in Länge von rund 11 Kilometer sich in südwestlicher Richtung über Henrichenburg nach Herne abzweigt, um voraussichtlich später bis in den Rhein fortgeführt zu werden, konnte der 14 Meter betragende Abstieg des Kanals auf seine Scheitelhaltung natürlich nicht durch eine Schleuse vermittelt werden. Hier wurde daher nach französischem und belgischem Muster ein sogen. Schiffshebewerk eingeschaltet, das, gegenwärtig das größte seiner Art, täglich 24,000 Tonnen von dem Dortmunder Stichkanal in den Hauptkanal hinabsenken kann. Die Schiffe fahren zu diesem Zweck unmittelbar in ein, wie auf unserem Bilde ersichtlich ist, von einem starken Eisenkonstruktionsbau getragenes Bassin, das mittels hydraulischer Kraft von einem Niveau zum anderen heraufgehoben oder hinabgelassen wird. Bei dieser Station wendet sich der Kanal im rechten Winkel aus der bisherigen nordwestlichen in die nordöstliche Hauptrichtung, um bis Münster auf seiner Scheitelhaltung von 56 Meter über Nordsee-Null zu verbleiben und unterwegs die Lippe, und, nördlich von Olfen, die Stever mittels Brückenkanäle zu überschreiten, deren ersterer auf drei Bögen von 21 Meter, letzterer auf ebensovielen von $12,_5$ Meter Weite ruht. Hinter Münster, wo Hafenanlagen für 25 Schiffe eingerichtet sind, steigt der Kanal durch zwei Schleusen, deren wir auf der ganzen Linie 20 zählen, zu seiner 50 Meter über Null liegenden Mittelhaltung herab, die er, unweit Funstrup mittels eines Brückenkanals über die Ems geführt, bis Bevergern beibehält, dem Punkte, wo demnächst die Einmündung des projektierten Mittellandkanals in den Dortmund-Ems-Kanal in Aussicht genommen ist. Letzterer, über den, nebenbei bemerkt, auf seiner gesamten Strecke sechs Eisenbahnen und 128 Wege jeder Art führen, steigt von Bevergern auf einer Treppe von sechs Schleusen zur Ems hinab, die er bei Glensen erreicht, aber schon kurz darauf bei Hanekenfähr wieder verläßt, um unter Benutzung des Emskanals durch fruchtbares Wiesengelände über Lingen nach Meppen geführt zu werden. Von hier aus präsentiert sich die neue Wasserstraße lediglich als kanalisierte und stellenweise ausgetiefte im Gefälle durch Wege und Schleusen regulierte Ems, deren Bett der Kanal erst bei Oldersum wieder verläßt, um, dem gefährlichen Wellenschlag der dort breiten Mündung ausweichend, seinen nur noch kurzen Weg am rechten Ufer des Flusses zu nehmen und schließlich in die neuen Hafenanlagen von Emden einzumünden.

Mißverständnis.

Herr: (freudig): „Sagen Sie, Fräulein Rosa, wollen Sie mein Los mit mir teilen?"

Fräulein: „Recht gern, Herr Schulz! Mit wieviel ist es denn herausgekommen?"

Allerlei.

Verrannt. Bureauvorsteher: „Wenn Du so dumm bist, daß Du dir gar nichts merken kannst, so mache es wie ich — schreibe Dir alles auf!"

Zum Vergnügen. Frau: „Was, schon wieder zum Zahnarzt? Ja — das möcht Ihnen so passen — alle Wochen ein paar Zähn' ausreißen und ich könnt' derweil d' Arbeit thun!"

Entrüstung. Kollektant: „Wir sammeln für den Bau eines Waisenhauses." — Alter Geizhals: „Und da kommen Sie zu mir; ich habe selbst keine Eltern mehr!"

Ein seltsamer Brauch. Bei den Inguschen, einem der unzähligen Stämme der Kaukasusvölker, herrscht folgender Brauch: Stirbt einem Inguschen ein Sohn, so kommt ein anderer, dem die Tochter gestorben, und spricht: „Dein Sohn wird eine Frau nötig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle mir den Brautpreis." Ein solcher Antrag wird nie abgewiesen, obgleich der Brautpreis bis zu dreißig Kühen beträgt. St.

Scharfrichter und Doktorwürde. Ein schwäbischer Chronist erzählt folgende Geschichte, die lebhaft an die Zeiten des römischen Cäsarentums erinnert. Im Jahre 1680 ereignete es sich, daß Kaiser Ferdinand von Nürtingen aus nach Stuttgart geritten kam, gerade zur selben Zeit, als zwei Missethäter zum Tode geführt wurden. Am „Käse" sah der Kaiser Ferdinand der Hinrichtung zu, an der sog. Hauptstatt, nämlich vor dem Hauptstätter Thor, wo das Enthaupten anfangs zu ebener Erde vorgenommen wurde, bis man 1581 hierzu eine anderhalb Fuß hohe, kreisrunde Mauer, deren innerer Raum mit Erde ausgefüllt war, errichtete, die einem „Laib Käse" in der That nicht unähnlich war und deshalb im Volksmund diese Benennung — auf Schwäbisch „Käs" erhielt. In Stuttgart versahen damals vier Brüder, Markus, Jakob, Andreas und Johann Bickel das Scharfrichteramt. Die beiden ältesten Brüder Bickel nun, Markus und Jakob, hatten bei dieser Gelegenheit ihr Amt mit solchem Anstande, solcher Kunstfertigkeit und „Accuratesse", auch „sonder Plagh für den armen Sünder verricht", daß der enthusiasmierte Kaiser ihnen die Doktorwürde verlieh, wodurch sie berechtigt wurden, als Aerzte zu praktizieren und allerlei äußere Leibesschäden zu heilen nach ihrem „bestlichen Wissen". Von da an schrieben sich die beiden Bickel Doktoren. Sie werden wohl die einzigen Scharfrichter unter der Sonne gewesen sein, welche je diesen Titel führen durften, obgleich — wie der Chronist meint — die Nachrichter am ehesten dieses Ehrendiplom verdienten, weil ihre Heilkuren zum sichersten Resultat führen. St.

Gemeinnütziges.

Schuhwerk und altes Lederzeug wird bei Aufbewahrung an feuchten Orten keinen grünen Schimmel ansetzen, an trockenen Orten nicht einschrumpfen und hart werden, aber auch vor dem Zerfressen durch Mäuse und Ratten geschützt, wenn man dasselbe mit ein wenig Terpentinöl mittelst eines wollenen Läppchens einreibt. Das Leder an Schuhen und Stiefeln macht man weich und erhält es bei neuem Ansehen, wenn man es an Stelle der Schuhwichse mit Glycerin einschmiert. Insbesondere ist dies Mittel bei neuen, drückenden Stiefeln zu empfehlen, da das nicht leicht austrocknende Glycerin das Leder auch geschmeidig erhält. — Bei älteren Stiefeln wäscht man zunächst die Wichse von denselben ab und trägt das Glycerin auf, wenn das Leder noch feucht ist.

Gegen schwitzende Hände. Borax, Salicylsäure, von jedem 75, Borsäure 2, Glycerin, Alkohol, von jedem 50 Gramm; täglich dreimal die Hände einreiben.

Um Butterflecke aus Papier zu entfernen, muß man den Fleck erwärmen, dann Bolus darauf streuen. Nach längerem Liegenlassen desselben wird man den Fleck nicht mehr finden.

Benützung von Kraut, welches im Herbste keine Köpfe gebildet hat. Es kommt besonders in trockenen Jahren sehr häufig vor, daß ein Teil des ausgepflanzten Krautes keine Köpfe ansetzt. Gewöhnlich werden dann derartige Pflanzen einfach zu Viehfutter benutzt. Es giebt indes noch eine andere Verwendung. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß solches Kraut, wenn es wieder eingepflanzt und gegen Frost geschützt wird, während des Winters sich vollständig ausbildet und im Frühjahr ein treffliches, wohlschmeckendes Gemüse liefert, das dem im Mistbeet getriebenen nichts nachgiebt. Man verfährt dabei folgendermaßen: Es wird ein Graben von beliebiger Breite ausgeworfen, je nachdem man eine oder mehrere Reihen Pflanzen einsetzen will, während sich die Tiefe derselben nach der Höhe der letzteren richtet. Nachdem man in diesem Graben die Pflanzen eine neben der anderen eingeschlagen hat, wird das Ganze zuerst mit Brettern, dann mit einer Lage Streu oder Laub und zuletzt mit Erde bedeckt. An beiden Enden des Grabens läßt man eine Oeffnung, die man erst zumacht, wenn stärkere Fröste eintreten. Natürlich kann man Wirsing ebenso behandeln. Die Köpfe, welche man auf diese Weise erhält, sind zwar klein, aber so zart und wohlschmeckend wie Karviol, d. h. Blumenkohl.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sollen sechs dreisilbige Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben je eine Person aus einem mittelhochdeutschen Heldengedicht nennen.

lo, ur, de, ma, ji, bi, gi, ber, dom, now, ud, en, lo, he, nu, ro, chant, jid.

Diese Wörter bezeichnen: 1) Eine Gewürz-Insel. 2) Den Verfasser einer Schrift. 3) Einen weltlichen Domherren. 4) Ein russisches Herrschergeschlecht. 5) Den anderen Namen des Tanganika-Sees. 6) Das Stufenland des mitleren Nil.

Quadraträtsel.

A	A	B	D	D
E	E	E	E	E
E	I	I	L	L
L	M	M	N	N
O	O	S	S	T

Werden nebenstehende 25 Buchstaben in richtiger Weise gesetzt, so ergeben sich, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, folgende Benennungen: 1) Eine Stadt in der Schweiz; 2) Unteilbare Teilchen der Materie; 3) Italienische Münze; 4) Eine Stadt in Hannover; 5) Ein deutsches Flüßchen.

German Rotenfels.

Logogriph.

Zu tragen mich dünkt's manchen Mann
Als eine große Ehr' —
Setzst du jedoch ein M voran,
Wird's ein Verbrechen schwer.

Ferdinand Peuker.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: All, Alle, Aller. — Der Anagramm-Aufgabe: Alp, Rabe, Rang, Lack, Base, Wale, Schall. — Legende—Parabel. — Der Charade: Weinstock.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.